04 Stadt(t)räume

Warum Stadtplanung mit Unsicherheit rechnen muss, statt sie zu vermeiden.

Masterarbeit im Studiengang Architektur (M.A.)
Kategorie: Editorial
Verfasser: Jan Reimer

Inhalt

04

Vorwort

Kontext
Intention

08

Editorial

Szenario 2045

24

Schlusswort

Erfahrungen

Vorwort

Kontext

Ich bin in Dormagen aufgewachsen. Über zwei Jahrzehnte hinweg war dieser Ort nicht nur mein Zuhause, sondern auch das Zentrum meines sportlichen Alltags. Schon als Kleinkind in frühkindlichen Sportgruppen – beim Schwimmen, beim Handball, auch wenn es damals kaum diesen Namen verdiente – und später dann im Nachwuchsleistungssport verbrachte ich fast jeden Tag hier. Während viele meiner Mitspieler aus anderen Städten zum Training pendelten oder im Internat wohnten, erlebte ich Dormagen in seiner Gesamtheit. Ich kannte nicht nur die Hallen, die Plätze, die Wege zwischen Schule und Sport, sondern auch die Stadt, ihre Strukturen und die Herausforderungen, die sie prägten.

Diese enge Verbindung zur Stadt und ihrem Stadtraum bildet den Ausgangspunkt dieser Masterarbeit – und damit auch dieses Editorials. Es ist kein abstraktes Zukunftsszenario, das losgelöst von realen Bezügen entworfen wurde, sondern eine persönliche

Auseinandersetzung mit den Prozessen des Wandels. Die hier beschriebenen Orte existieren. Sie haben sich verändert – bisher nur in meinen Gedanken. Doch vielleicht bleibt es nicht dabei.

Intention

Die Intention dieses Textes geht über eine fiktive Zukunftsvision hinaus. Er soll zeigen, wie sich Stadträume entwickeln können, wie sie an Herausforderungen wachsen und in ihrer Komplexität eine eigene Identität formen. Die in meiner Masterarbeit entwickelten Prozesse sind keine fertigen Lösungen, sondern Werkzeuge – Impulse für eine kontinuierliche Weiterentwicklung. Denn Stadt ist ein lebendiges System, geformt durch die Menschen, die sie nutzen.

Statt ein abstraktes Szenario zu entwerfen, das auf theoretischen Annahmen beruht, habe ich mich bewusst für eine narrative, persönliche Herangehensweise entschieden. Sie verdeutlicht nicht nur meine enge Verbindung zu Dormagen, sondern auch meine Wertschätzung für die Potenziale, die in einer Transformation dieses Stadtraums liegen. Stadtentwicklung ist kein rein planerischer Prozess – sie entsteht aus den Erfahrungen und Bedürfnissen derjenigen, die den Raum täglich prägen. Als Bewohner und Leistungssportler war und bin ich ein essenzieller Teil davon.

Dieses Editorial ist mein Beitrag zu dieser Diskussion. Es beschreibt keinen entgültigen Entwurf, sondern einen Prototyp für eine mögliche Zukunft – eine Zukunft, die aus realen Erfahrungen erwächst, aber offen bleibt für Austausch, Weiterentwicklung und neue Ideen.

Editorial

Szenario 2045

Die Kaffeemaschine gibt ein leises Summen von sich, während die ersten Sonnenstrahlen die Fassaden des Hauses in warmes Licht tauchen und durch die großen Fenster ihren Weg ins Innere finden. Der Tag beginnt mit leisen Gewohnheiten, die jedoch schnell in den Hintergrund treten, sobald die Kinder die Treppe herunterkommen und sich an den Frühstückstisch setzen. Henri und Mia sind noch leicht verschlafen, doch von Minute zu Minute quirliger. Schon wieder sind die Sommerferien vergangen, und der erste Tag nach der freien Zeit steht vor der Tür. Mit dem Ende der Urlaubstage kommen immer wieder neue Anfänge. Auch wenn die Kinder es nicht gerne hören möchten – heute ist ein besonderer Tag.

Es sind diese schleichenden, kaum greifbaren Übergänge, die das Leben formen. Es ist ein Prozess, der selten bewusst wahrgenommen wird, aber später Rückblicke prägt. Ich erinnere mich schwach an solche Tage in meiner Jugend. Im Grunde genommen war es damals

genau wie heute. So wie ich früher steht auch Henri heute vor dem Schritt raus aus dem Kindersport und hinein in den leistungsorientierten Jugendhandball. Meine Frau und ich haben unseren Kindern bei der Gestaltung ihrer Freizeit viele Möglichkeiten eröffnet. Es ist erstaunlich, dass Henri den gleichen Spaß am Handballspielen hat wie ich früher. Ich denke gerne an die Halle zurück, die für mich in seinem Alter das Zentrum meiner Welt war. Besonders, weil Henri und Mia immer eifrig nachfragen und wissen wollen, wie unsere Kindheit war. Ich bemühe mich, es ihnen spannend zu erzählen: Welche Mitspieler es gab, welche Spiele wir gespielt haben und wie viele lustige Momente wir miteinander teilen durften.

Draußen nimmt der Tag Fahrt auf. Das Leben auf den Straßen folgt einem vertrauten Rhythmus, und doch hat sich die Stadt im Laufe der Zeit weiterentwickelt und vergrößert. Strukturen, die einst beständig wirkten, haben sich gewandelt, angepasst, umgenutzt und neu vernetzt. Dadurch erscheint die Stadt heute lebendiger.

Veränderungen erfolgen nicht immer auf einmal. Vielmehr vollziehen sie sich in kleinen, fast unmerklichen Schritten, bis man eines Tages zurückblickt und sich fragt, wann sich alles gewandelt hat. Wie Menschen wachsen auch Städte an Herausforderungen.

Während ich mit den Kindern am Frühstückstisch sitze und herauszufinden versuche, wie sie sich fühlen und was sie heute vorhaben, bleiben ihre Reaktionen eher verschlafen und einsilbig. Meine Frau kommt die Treppe herunter und setzt sich zu uns. Wir frühstücken gemeinsam, dann stehen die Kinder auf, um ihre Taschen zu packen.

Nach einer kurzen Weile stehen die beiden mit Schuhen und Jacke im Türrahmen. Das Zeichen für mich, aufzustehen und die beiden zum Bus zu begleiten. Mia wirft ihre Tasche über die Schulter und geht Richtung Haustür. Ich blicke noch einmal in den Hausflur, um mich zu vergewissern, dass wirklich nichts vergessen wurde.

Noch habe ich das Privileg, die beiden zum Schulbus zu begleiten, auch wenn ich weiß, dass es nicht mehr lange dauern wird, bis es den beiden peinlich wird ihren Papa an der Haltestelle vor den anderen zu verabschieden. Von hier aus gehe ich auf direktem Weg in Richtung Büro. Dort ist es in den frühen Morgenstunden ruhig. Die Stadt erwacht, doch hier, zwischen Plänen, Modellen und Notizen, scheint die Zeit für einen Moment stillzustehen. Mein Schreibtisch ist übersät mit Skizzen – Varianten eines Konzepts, das sich allmählich zu einer klaren Form verdichtet. Es geht um ein Gebäude, das sich verändert, oder besser: verändern muss.

Draußen, hinter der breiten Fensterfront, kann man beobachten, wie Hasen vorsichtig aus ihren Verstecken hervorkommen und sich von den ersten Sonnenstrahlen wärmen lassen. Doch hier drinnen spielt die Musik. Meine Kolleginnen und Kollegen sind mittlerweile eingetroffen, und die Gespräche wechseln rasch vom Wochenende zu den anstehenden Aufgaben. Ein Thema steht dabei im Mittelpunkt: das neue – oder besser gesagt, das neue/alte – Rehabilitations-zentrum. Dieses Projekt übt seit seinen Anfängen eine besondere Faszination auf mich aus und befindet sich nun in einer intensiven Phase. Für uns hat es derzeit höchste Priorität.

Die Umnutzung der alten Geschäftsstelle des TSV Bayer Dormagen in ein Rehabilitationszentrum ist für mich von großer Bedeutung. Es ist ein weiterer Baustein in der Transformation eines Stadtraums, den ich seit Jahren verfolge und grundlegend mitgestaltet habe. Im Kern geht es um ein Prinzip, das mich seit Langem begleitet: Antifragilität. Strukturen sollen nicht nur erhalten oder stabilisiert werden, sondern durch Veränderung einen neuen Wert erhalten – sie sollen wachsen, sich weiterentwickeln und gestärkt aus dem Wandel hervorgehen.

Ich blicke auf die Pläne, die vor mir ausgebreitet sind. Obwohl die Geschäftsstelle bereits vor fast einem Jahr in eine neue Umgebung gezogen ist, haben wir erst jetzt die Möglichkeit, mit den Umbauarbeiten zu beginnen. Es gab einige Verzögerungen, die auf kleine Abstimmungsprobleme mit der Kommune und andere Bauprojekte im Stadtraum zurückzuführen sind, welche vorrangig behandelt wurden. Dieser Umbau ist bei weitem nicht so umfangreich wie viele andere Interventionen. Die Grundstruktur bleibt erhalten, doch die geplanten Eingriffe werden den einst starren Raum in ein flexibles System verwandeln: modulare Innenräume, offene Bewegungsbereiche, adaptive Nutzungen. Das Gebäude passt sich nicht nur an, sondern bringt durch seine neue Funktion große Vorteile für den Stadtraum.

Die Reihenfolge ist zweitrangig – entscheidend ist die Transformation selbst.

Während ich weiterarbeite wird mir klar, dass genau dieser Ansatz, den ich seit meiner Abschlussarbeit verfolge, bereits spürbare Veränderungen in der Stadt bewirkt hat – genau dort, wo ich die Theorie der Antifragilität damals testen wollte. Es ist bemerkenswert, wie viel von dieser Idee inzwischen Wirklichkeit geworden ist und welche Möglichkeiten sich noch bieten.

Der Kern dieser Theorie liegt nicht darin, Bestehendes zu bewahren, sondern in der Fähigkeit, Wandel aufzunehmen und daraus neue Qualitäten zu entwickeln, da die Welt nicht stehen bleibt und sich Architektur und Städtebau immer weiter verändern werden.

Jeder Neubau und jeder Umbau birgt die Chance, Bestehendes weiterzuentwickeln, ohne seine Vergangenheit zu verleugnen.

Während die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich bis zur Mittagspause im Büro konzentriert ihren Aufgaben widmen, mache ich mich auf den Weg zum geplanten Rehabilitationszentrum. Es liegt direkt neben dem Sportcenter, meiner alten Trainings- und Spielhalle, die sich gleichzeitig völlig neu anfühlt. Rund um die Heimspielstätte des TSV Bayer Dormagen hat sich einiges verändert. Nach einem kurzen Baustellenbesuch und Absprachen mit den Handwerkern fahre ich weiter zum neuen zentralen Platz des Quartiers. Hier bin ich mit meinen Sohn verabredet. Dieser Platz im Herzen des Viertels ist einer der Orte, an denen sich Dormagens Wandel in den letzten Jahren am deutlichsten ablesen lässt.

Früher war dieses Viertel eine zerklüftete Umgebung ohne Identität – geprägt von tristen Straßenführungen, ungenutzten Brachflächen und einer Infrastruktur, die mehr trennte als verband. Das Rheinufer war kaum zugänglich, abgeschottet durch Verkehr und ineffizient genutzte Flächen. Es fehlte an Raum für Bewegung, für Begegnung, für Leben zwischen den Gebäuden.

Heute ist dieser Ort kaum wiederzuerkennen.

Ich parke mein Rad an einem der zahlreichen Fahrradständer und überquere den großzügig angelegten Platz, an dem Stadt und Natur auf harmonische Weise ineinander übergehen. Radler und Jogger ziehen vorbei, Familien spazieren unter neu gepflanzten Bäumen, Sportler trainieren auf offenen Bewegungsflächen. In schattigen Bereichen zwischen den Gebäuden laden neu installierte Sitzgelegenheiten zum Verweilen ein. Kein Raum bleibt ungenutzt, kein Ort wirkt verloren.

Ich sehe, wie Henri den Shuttle verlässt, der ihn von der Schule hergebracht hat. Es handelt sich um eines der flexiblen Verkehrsmittel, die durch das Viertel fahren. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich leise und emissionsfrei intuitiv in das Stadtbild einfügen. Früher war eine solche Mobilität für mich schwer vorstellbar, heute ist sie selbstverständlich. Die Vielzahl der Möglichkeiten, zu beliebigen Zeiten von A nach B zu gelangen, ohne sich auf ein starres Netz von Fahrplänen verlassen zu müssen, ist bemerkenswert. Es ist erfreulich, dass es ein System gibt, das sich den Menschen anpasst und nicht umgekehrt.

Henri kommt mir entgegen, die Sporttasche auf dem Rücken. Ich merke, wie sein Blick über den Platz schweift und für einen langen Augenblick auf den Basketballkörben verweilt. Er beobachtet, wie sechs Kinder aus der benachbarten Sekundarschule die Zeit nach Unterrichtsschluss direkt nutzen, um sich in einem Drei-gegen-Drei sportlich richtig auszupowern. Vielleicht sind ihm die Veränderungen nicht bewusst – für ihn ist das hier normal. Ich dagegen weiß noch genau wie es hier aussah, als dieser Platz noch eine Brache war, durchzogen von Parkplätzen und ungenutzten Wegen.

Damals erschien es mir selbstverständlich, dass dieser Ort sich lediglich auf die Trainingshalle beschränkte. Mir war überhaupt nicht bewusst, welches Potenzial in diesem Ort eigentlich steckte.

Ich denke an die Entscheidungen, die meine Frau und ich damals trafen. Wir hatten die Möglichkeit, Henri auf die angrenzende Sportschule zu schicken, entschieden uns aber dagegen. Vielleicht aus Unsicherheit, vielleicht, weil uns die Vorstellung nicht gefiel, ihm eine klar vorgezeichnete Richtung vorzugeben. Uns war immer wichtig, dass unsere Kinder ihren eigenen Weg gehen – ohne das Gefühl, etwas nur uns zuliebe tun zu müssen. Henri entschied sich damals für den Besuch des Gymnasiums in Knechtsteden. Ein Thema das wir immer wieder besprechen – insbesondere, da viele seiner Mitspieler heute auf der Sportschule und im angrenzenden Internat sind. Er bereut seine Entscheidung jedoch nicht. Es kann hilfreich sein, sich auch einmal auf andere Dinge als den Handball zu konzentrieren und sich in der Mittagspause über Dinge zu unterhalten, die über das nächste Spiel hinausgehen.

Das Leben folgt keinem starren Plan, keiner festgelegten Route, die unverändert bleibt. Das zeigt sich nicht nur an diesem Ort, sondern auch an den Entscheidungen, die wir als Familie getroffen haben. Das Leben ist ein System, das durch Veränderungen wachsen kann. Anstatt sich vor äußeren Einflüssen zu schützen, ist es so angelegt, dass es darauf reagieren kann. Genauso wie dieser Ort.

Ich schaue Henri an. Für ihn ist dieser Platz kein Experiment, keine theoretische Stadtplanung, die nach Jahren endlich Wirklichkeit geworden ist. Für ihn ist es einfach seine Stadt – ein Raum, in dem er sich ganz selbstverständlich bewegt, ohne darüber nachzudenken, was vorher war und warum es jetzt besser ist.

Vielleicht ist das der beste Beweis für eine funktionierende Stadt.

Nicht, dass sie perfekt ist. Sondern dass sie sich verändert - und mit jeder Veränderung lebenswerter wird.

Henris Training beginnt gleich, also machen wir uns auf den Weg zum Internat, wo wir Max einsammeln. Max ist ein Teamkollege von Henri und wechselt dieses Jahr mit ihm in die neue Mannschaft, um fortan mit den Älteren zu spielen. Er kommt aus Luxemburg und ist mittlerweile einer von Henris besten Freunden. Sein Zuhause ist das Internat – Teil eines neuen Konzepts, das Sport, Bildung und Gemeinschaft auf innovative Weise an einem Standort vereint.

Wenn ich mich hier umschaue stelle ich fest, dass sich das alte Gelände der Zuckerfabrik – einst ein isoliertes Areal, das über zwei Jahrzehnte brachlag – in einen offenen, lebendigen Raum verwandelt hat. Ich erinnere mich noch gut an das Musikfestival, das hier einst stattfand, auf einem Gelände, das damals schon völlig überwuchert war. Es war mein erstes Festival, ein Wochenende voller Erinnerungen, an das ich gern zurückdenke. Es blieb jedoch ein einmaliges Ereignis, da es aus Mangel an städtischer Unterstützung nie wiederholt wurde. Dennoch zeigte es das beachtliche Potenzial dieser großen Industriebrache. Heute präsentiert sich hier eine ausgedehnte, neu gestaltete Bildungs- und Freizeitlandschaft, die durch eine durchdachte Wegeführung harmonisch mit der Innenstadt verbunden ist. Schulgebäude und Kultureinrichtungen sind nicht länger abgeschottet, sondern in ein offenes Konzept aus weitläufigen Außenanlagen eingebettet – ein Raum für Begegnung, Lernen und Bewegung.

Zu dritt machen wir uns auf den Weg zur Sporthalle. Auf dem Weg wird mir bewusst, wie viele Menschen diesen Ort nutzen - sei es, um sich nach der Schule auf den weitläufigen Grünflächen zu treffen oder die vielfältigen Sportangebote wahrzunehmen. Ein paar Meter rechts von uns spielt eine Gruppe Beachvolleyball während auf der Wiese neben den Sandplätzen eine Gruppe älterer Menschen auf Matten zwischen den Bäumen konzentriert den Anweisungen ihrer Trainerin folgt. Weiter in Richtung Handballhalle, vorbei am Rhein, sehe ich Kajaks auf dem Fluss, Ruderboote gleiten vorbei. Der Rhein ist nicht mehr nur Kulisse, sondern längst fester Teil des Sport- und Freizeitangebots.

Ich weiß noch genau, wie es hier früher aussah. Viel Platz, aber keine Nutzung. Strukturen, die nicht zusammenpassten, keine Verbindung zueinander hatten, keine Aufenthaltsqualität. Es gab kaum Orte für informellen Sport, keine offenen Treffpunkte, kein Konzept, keine Vision, die über die ursprüngliche Funktion hinausging.

Das hat sich geändert.

Der Campus ist nicht mehr nur eine Ansammlung von Sportstätten, sondern ein lebendiges System, das verschiedene Nutzungen miteinander verbindet und sich ständig weiterentwickelt. Die Gebäude wurden nicht nur renoviert, sondern auch in ihrer Struktur verändert. Große Glasfassaden öffnen sich ins Freie und verbinden Innen- und Außenräume. Die Wegeführung ist nicht starr, sondern flexibel, mit Übergängen, die sich je nach Veranstaltung oder Tageszeit neu anpassen lassen.

Henri und Max sprechen über das bevorstehende Training, während mein Blick noch einmal über den Platz schweift. Ich sehe, wie Vergangenheit und Zukunft ineinander übergehen - die Spuren des Alten, die heute so gut in das Neue integriert sind.

Dieser Wandel folgt keinem statischen Masterplan. Er ist das Ergebnis eines Prozesses, in dem Bestehendes nicht verdrängt, sondern weitergedacht wurde. In dem nicht nur eine Handvoll Leute ihre Sichtweisen und Meinungen einbringen konnten, sondern jeder, der wollte, sich beteiligen konnte, und in dem auf eine Vielzahl von Nutzergruppen eingegangen wurde. Genau das wollte ich damals

mit meiner Arbeit am Ende des Studiums erreichen, ohne zu ahnen, was dabei herauskommen würde: Eine Stadt, die nicht nur auf Probleme reagiert - sondern sich aus ihnen heraus neu definiert.

Henri und Max verabschieden sich. Zeit für das Training. Ich bleibe noch eine Weile sitzen, beobachte das Zusammenspiel der Menschen, der Strukturen, der Möglichkeiten.

Es ist, als wäre es hier schon immer so gewesen.

Aber ich weiß, dass es nicht so war.

Etwas später mache ich mich auf den Weg in die Halle. Heute ist nach dem Training Elternabend und ich genieße die Gelegenheit, den Jungs zuzuschauen. Das Geräusch schneller Schritte auf dem Hallenboden hallt durch den Raum. Das Training ist in vollem Gange - schnelle Pässe, kurze Kommandos. Ich lehne mich an das Geländer und beobachte Henri und Max, wie sie sich konzentrieren, ins Spiel eintauchen, Teil dieses lebendigen Systems werden.

Während ich hier stehe, schweifen meine Gedanken zurück. Zurück zu den Entwürfen, die ich damals gemacht habe - nicht als fertige, perfekte Konzepte, sondern als Ideen, als Gedankenspiele zu einer Stadt, die widerstandsfähiger und lebendiger werden könnte. Ich erinnere mich an den Moment, als ich nach dem Studium aus einer Laune heraus einige meiner Skizzen an den Bürgermeister schickte. Ohne große Erwartungen, ohne zu ahnen, dass sie eines Tages so viel

in Bewegung setzen und zu dieser Realität führen würden, die mich heute umgibt.

Damals war die Idee einer Stadt, die durch Veränderung und Stress wächst und besser wird, noch abstrakt. Ich wusste nicht einmal, ob das, was ich mir vorstellte, in der Realität möglich war. Städte haben ihre eigene Trägheit, ihre Vorbehalte gegen Neues. Aber manchmal genügt ein kleiner Anstoß, eine Idee, eine Vision, die in die richtigen Hände gelangt, um einen Prozess in Gang zu setzen.

Heute stehe ich hier inmitten dieses Wandels. Was als Idee begann - die Verbesserung der Gegebenheiten, die Schaffung einer neuen Identität für dieses Viertel und vielleicht sogar für die ganze Stadt - ist längst mehr als das. Es ist zu einer Theorie geworden, zu einer Arbeitsweise, die den Umgang mit Stadt und Stadtplanung grundlegend verändert hat. Dormagen hat sich nicht nur äußerlich verändert, sondern auch in seiner Mentalität. Der Wandel wurde nicht als Verlust, sondern als Chance begriffen. Die Menschen haben sich mit der Stadt entwickelt, haben sie sich angeeignet, haben gelernt, Räume neu zu nutzen, Strukturen nicht als unveränderlich, sondern als anpassbar zu begreifen.

Und doch ist es kein Abschluss, kein Endpunkt.

Eine antifragile Stadt ist nie „fertig“. Sie bleibt in Bewegung, passt sich an, reagiert, entwickelt aus neuen Herausforderungen neue Lösungen. Was heute als fortschrittlich gilt, kann morgen schon wieder in Frage gestellt werden. Und das ist gut so.

Ich schaue noch einmal auf das Spielfeld. Henri taucht ein in den Rhythmus des Spiels, trifft Entscheidungen, passt sich an, nimmt Herausforderungen an.

Die Stadt tut es ihm gleich.

Ein Spiel, das nie endet.

Aber es entwickelt sich weiter.

Das Training der Jungs ist vorbei. Während sie mit ihren Mannschaftskameraden duschen und sich umziehen, haben wir Eltern die Gelegenheit, uns mit den Trainern auszutauschen. Es geht darum, was in diesem Jahr auf die Jungs - aber auch auf uns Eltern - zukommt, und welche Veränderungen der Schritt in den Jugendhandball mit sich bringt. Neben den deutlich häufigeren Trainingseinheiten, auf die sich Henri schon seit Monaten freut, rücken auch die Auswärtsspiele in den Fokus. Die Wege werden länger, die Gegner stärker - alles, um dem hohen Leistungsniveau gerecht zu werden.

Die Abendsonne taucht die Stadt in warmes Licht, als wir aus der Halle treten. Erst jetzt erzähle ich Max und Henri, dass wir noch mit seiner Schwester und seiner Mama zum Abendessen in der Pizzeria neben dem Kulturlabor verabredet sind. Die beiden freuen sich, denn nach dem anstrengenden Training ist eine große Pizza genau das Richtige für sie. Also machen wir uns auf den Weg über die Europastraße in die Innenstadt.

Auf den letzten Metern zur Pizzeria sehen wir schon meine Frau und meine Tochter auf der Terrasse auf uns warten. Der Duft von frisch gebackenem Teig und geschmolzenem Käse liegt in der Luft, gemischt mit dem leisen Summen der Gespräche aus den umliegenden Restaurants und Bars. Die Straße, einst funktionale Verkehrsader ohne Aufenthaltsqualität, hat sich gewandelt. Heute ist sie ein lebendiger Stadtraum - offen, durchmischt. Ein Ort, der sich im Laufe des Tages verändert, je nachdem, wer ihn nutzt.

Wir nehmen draußen Platz. Henri ist noch voller Energie vom Training, während Mia und Max schon ihre Lieblingspizza aussuchen. Um uns herum sitzen Menschen jeden Alters, Familien, Freunde, junge Sportler in Trainingsklamotten, ältere Paare, die den Sommerabend genießen. Niemand hat diesen Ort in seiner Funktion definiert und doch sind es genau diese Menschen, die diesem Ort seinen Charakter geben und ihn so besonders machen.

Ich lasse meinen Blick entlang der Schule und der neuen Kulturlabore schweifen. Nichts wurde hier erzwungen oder im klassischen Sinn geplant, und doch funktioniert es. Die Sitzordnung ist flexibel, mal gruppieren sich Besucher auf Stühlen um eine lange Tafel, mal rücken sie auseinander, um sich abseits des Trubels zu unterhalten. Ein paar Meter weiter haben Kinder eine Ecke für sich erobert, springen zwischen den niedrigen Mauern umher, während nebenan ein Saxofonist leise spielt. Immer wieder beobachte ich Menschengruppen, welche die neuen Kulturflächen auf der anderen Straßenseite betreten oder verlassen. Selbst um diese Zeit herrscht hier noch reges Treiben.

Dieser Ort hat seine Identität gefunden, nicht weil er perfekt gestaltet wurde, sondern weil er offen genug ist, um immer wieder neu genutzt zu werden. Er musste nicht neu gedacht werden, er konnte aus dem wachsen, was es schon gab. Früher war diese Straße eine Barriere, ein Raum, der vieles voneinander abgrenzte und nichts verband. Heute ist sie ein Ort der Begegnung, ein Gemeinschaftsraum, der lebt, weil die Menschen ihn sich aneignen.

Henri lehnt sich zufrieden zurück, Mia lacht über eine Geschichte, die ihre Mutter erzählt. Ich spüre, wie sich Ruhe in mir ausbreitet. Nicht weil alles vorbei ist, sondern weil es weitergeht.

Ein Ort gibt Menschen Raum, aber es sind die Menschen, die ihn mit Leben füllen. Und wenn er gut gestaltet ist, gibt er ihnen etwas zurück - er wächst mit ihnen, verändert sich mit ihren Bedürfnissen und wird durch den Wandel stärker. Das ist Antifragilität.

Schlusswort

Erfahrungen

Zu Beginn der Masterarbeit war das Thema ein völlig anderes. Der ursprüngliche Entwurfsansatz folgte einer konventionellen Herangehensweise: Ein klassisches städtebauliches Projekt, das sich mit der Transformation und der Schaffung einer neuen Identität für einen Stadtraum befasste. Doch bereits in der frühen Recherchephase rückte die Theorie der Antifragilität von Nassim Nicholas Taleb in den Vordergrund. Seine Prinzipien, die nicht nur auf Ökonomie oder Risikomanagement angewendet werden können, sondern nahezu überall im menschlichen Leben zu finden sind, führten zu einer grundlegenden Neubewertung meiner Herangehensweise.

Der ursprüngliche Plan wurde verworfen – der Fokus richtete sich nun vollständig auf Antifragilität. Anstelle eines starren Entwurfsprozesses entwickelte sich eine Methodik, die auf Selbstorganisation und kontinuierlicher Anpassung basierte. Stadtplanung wurde nicht länger als statische Gestaltung verstanden, sondern als ein

dynamischer Prozess, der sich aus dem Vorhandensein von Stressoren und Herausforderungen verbessert. Dieser Ansatz schien nicht nur theoretisch überzeugender, sondern bot auch ein weitaus spannenderes Fundament für eine Masterarbeit, die über klassische Entwurfsmuster hinausgeht.

Mit diesem veränderten Blickwinkel wurde Antifragilität plötzlich überall sichtbar. Taleb beschreibt in seinem Buch zahlreiche Alltagsbeispiele, in denen sich dieses Prinzip zeigt – doch erst durch die bewusste Auseinandersetzung mit seiner Theorie wurde mir klar, wie tief sie tatsächlich in Architektur und Städtebau verwurzelt ist. Städte wachsen an Krisen, Sportler verbessern sich durch Belastung, Systeme werden durch Druck stabiler – und selbst die Bearbeitung meiner Masterarbeit folgte genau diesem Muster.

Hätte ich mich von Beginn an auf ein klar definiertes Ziel fokussiert, wäre mein Wissenszuwachs begrenzter geblieben. Meine Denkweise hätte sich weniger frei entfalten können, und ich bin überzeugt, dass die Ergebnisse nicht annähernd so überraschend wären, wie sie es nun sind. Stressoren, die während des Prozesses auftraten – Gespräche mit meinen Prüfern, eigene Erwartungshaltungen, strukturelle Entscheidungen – waren nicht nur Herausforderungen, sondern auch treibende Kräfte. Sie zwangen mich, meine Ansätze zu hinterfragen, Flexibilität zuzulassen und neue Perspektiven einzunehmen.

Am Ende dieses Arbeitsprozesses zeigt sich der eigentliche Wert dieser Masterarbeit: Er liegt nicht in einem abgeschlossenen Entwurf, sondern in der Tatsache, dass sie als Grundlage für weiterführende Diskussionen dient. Sie liefert keine endgültigen Antworten, sondern ein Fundament, das zum Nachdenken und – noch wesentlicher – zum Weiterdenken anregen soll. Städtebau ist kein statischer Zustand, sondern ein kontinuierlicher Diskurs. In diesem Sinne ist auch diese Arbeit zu verstehen: als Beitrag zu einer fortschrittlichen, dynamischen Entwicklung – offen für neue Ideen, für Kritik, für Transformation.